wurde Hauptquartier der Chen-Pins; der Altar der Kapelle diente als Thron für einen ihrer Pusahs, der sich dort verehren ließ. Alles, was die Form eines Kreuzes trug, wurde zerstört. In Lan-Pin wurde Pater Pieregrinus ergriffen. Man band ihm die Hände auf dem Rücken, bedrohte ihn mit Messern und Gewehren und zerrte ihn in rasender Wut aus seiner Station heraus nach einer Pagode, um ihn zu zwingen, einen „lebenden Pusah" zu verehren. Zwei Vertreter der örtlichen Obrigkeit, selbst Nichtchristen, leisteten den Kniefall und baten für den Pater um Gnade. Diesem Eingreifen verdankte der Missionar seine Errettung. — Zu Beginn des Sommers 1921 besiegten die Truppen des Nordens diese berüchtigten Geisterfoldaten. Eine Reihe „lebender Pusahs" wurde erschossen oder enthauptet, ohne daß diese Prozedur bei den „Geistern" mehr Zeit als bei gewöhnlichen Verbrechern in Anspruch genommen hätte.

—⊡—

Seltsame Tierfreundschaften

Im Frühjahr brachten die Kinder aus dem nahen Wald eine junge Krähe mit, die zu früh versucht hatte, auf eigenen Füßen zu stehen. Das Tier wurde bald heimisch bei uns und bisherte sich vor allen Dingen mit meinen zwei scharfen Boxern an. Mit Geschick verstand es der Vogel, zwischen Scylla und Charybdis die besten Brocken aus dem Freßnapf herauszufischen; unerbittlich strafend ging jedoch Jakob, die Krähe, gegen die zwei Boxer vor, wenn diese einen von ihr versteckten Knochen ausfindig machten. Voll List packte sie mit ihrem scharfen Schnabel den Hund an einem Nasenflügel und drehte mit schneller Kopfwendung diesen empfindlichsten Hundeteil herum. Laut schnaufend entfloh der Gestrafte. Die Freundschaft hörte jedoch nimmer auf, denn nicht nur Tisch, sondern auch Bett teilten sich die so verschiedenen Tiere. Die beiden Boxer bewohnten ein schön bunt gestrichenes Faß als Hütte. Wenn nun die Hunde schlafen gingen, marschierte Jakob, die Krähe, hinterher und bewachte, auf dem innern Faßrand sitzend, den Schlaf der Getreuen. Es kam wohl auch vor, daß Jakob sich nachts auf einen der Boxer setzte, der am nächsten Morgen, mit dem bekannten Kalkanstrich versehen, seine Hütte verließ. Das ging wochenlang. Eines Morgens jedoch lag Jakob tot in der Hundehütte. Hatte sich der Boxer das allzu freie Benehmen der Krähe zu energisch verbeten, oder war Jakob im Schlaf von den Getreuen erdrückt worden? Die schwarze Rabenseele hatte sich, betrauert vom ganzen Hause, zu ihren Vätern versammelt.

Als neuen Familienzuwachs überreichten die Kinder mir kürzlich einen Igel, den sie einem Schäferhund abgejagt hatten. Schon am ersten Abend fraß der stachelige Geselle Milch vom Teller, am zweiten Tage verspeiste er Bratkartoffeln und Heuhüpfer aus der Hand und bürgerte sich in unsern Wohnräumen ein. Zum Schlafen haben ihm die Kinder in der Küche ein kleines Körbchen zurecht gemacht und es so eingerichtet, daß er bei offenen Türen nachts auf die Mäusejagd gehen kann. Da Peter, der Igel, nicht die geringste Scheu vor unserem Dackel hatte, der sich aus erklärlichen Gründen auch ständig in der Küche herumdrückte, schlossen die beiden nach kurzer Zeit Freundschaft. Bei jeder Gelegenheit versuchte der Dackel, so ein richtiger langgestreckter, hirschroter Försterwaldmann, mit Peter, dem Igel, zu spielen, allerdings mit wenig Entgegenkommen auf der stacheligen Gegenseite. Wie erstaunt waren wir jedoch, als wir vor einigen Tagen morgens in die Küche kamen, nach dem Igel suchten, und ihn schließlich in dem Korb des Dackels, Nase an Nase mit dem Hunde, schlafend vorfanden. Nunmehr schlafen Igel und Dachshund stets zusammen in dem flachen Hundekörbchen. Als ich das Idyll zum ersten Male sah, fiel mir Wilhelm Busch ein:

In einem Baumstumpf, unten hohl,
Da schläft der Has' und fühlt sich wohl.
Ein Igel, dem der Ort gefiel,
Möcht auch hinein, weil's draußen kühl:
Der Hase voller Gütigkeit,
Macht höflich Platz und rückt beiseit.

Dr. R.

—⊡—

Eine raffinierte Fliege

Von Mexiko bis Argentinien treibt eine raffinierte Fliege ihr Unwesen, die bei der Ei-Ablage ganz eigenartig vorgeht. Die ziemlich große Fliege (Dermatobia hominis) legt ihre Eier nicht direkt auf die Haut von Warmblütlern (Hunden, Menschen usw.), sondern sie fängt sich eine andere Fliege (Stubenfliege u. andere Arten) und legt einige Eier auf den Hinterleib ihres Gefangenen, den sie dann wieder losläßt. In etwa einer Woche haben sich die Larven in den Eiern entwickelt. Setzt sich dann die Fliege mit den ihr angeklebten fremden Eiern auf die Haut des Menschen, des Hundes usw. so schlüpfen die Larven aus der Eischale und bohren sich in wenigen Minuten durch die Haut in ihren Wirt ein. Diejenigen Larven (Maden), denen es nicht gelang, ganz aus der Eischale herauszukommen, ziehen sich wieder dahin zurück, verschließen die Eischale und können so etwa drei Wochen auf günstige Gelegenheit wartend ausdauern. Die Maden erzeugen auf dem Warmblütler üble Geschwüre. Ihre Segmentgrenzen sind mit Borsten besetzt, jede Bewegung der Larve erzeugt daher nadelstichähnliche Schmerzen. Die Entwicklung bis zur Puppe kann (beim Hunde) bis 70 Tage dauern, das Puppenstadium bis 35 Tage. Die Weibchen legen zahlreiche Eier auf die von ihnen gefangenen Fliegen ab; sie werden von den Männchen täglich mehrere Male befruchtet. Die Rinder werden von den Fliegenlarven stark befallen. Einige Vogelarten suchen deswegen die Haut der Rinder beständig ab und holen aus den Geschwüren die fetten Larven heraus, was sich die Rinder gern gefallen lassen. — Ist der Brasilianer von der Made befallen, dann bindet er ein Stück Speck auf das Geschwür (das eine offene Stelle aufweist, aus der Eiter fließt); anscheinend fühlt sich die Fliegenlarve dann nicht wohl, weil sie Atmungsschwierigkeiten hat, sie wandert aus in den Speck, wo sie abstirbt.

Dr. A. K.

—⊡—

Lithotherapie

Lithotherapie ist jedenfalls ein Wort, das den meisten Laien unbekannt ist. Die medizinische Wissenschaft bezeichnet damit nicht etwa die Behandlung von Steinkrankheiten, sondern die Verwendung von Edelsteinen zu Heilzwecken. Der Gebrauch der Edelsteine zu Heilzwecken ist uralt und bestand einerseits in der Verehrung eines Steines als Talisman oder Amulett, andererseits darin, daß die Substanz des Steines pulverisiert oder aufgelöst, innerlich genommen wurde.

Das Geburtsland der Lithotherapie ist Indien, das Land, dessen unermeßliche Schätze an Edelsteinen zu überraschen. Hier entstand der Glaube, daß ein kostbarer, nicht täglich vorkommender Stein imstande sei, das herrlichste Gut, die Gesundheit, wiederzugeben oder zu erhalten. Zahlreiche alte Quellen und Schriften geben ausführliche Berichte über alle zu jener Zeit bekannten Edelsteine. Hierzu werden nicht nur jene Mineralien gerechnet, die wir heute unter diesem Begriff verstehen, sondern es kommt noch eine ganze Reihe anderer Körper, wie beispielsweise der Bernstein hinzu.

Für alle diese Steine gab es bestimmte Gebrauchsvorschriften. Die Sagen, die sich um die Steine und ihre Wirksamkeit weben, entbehren durchaus nicht der Poesie. Denken wir doch nur an die poetische Erzählung Ovids von den Heliaden, die ihren von Zeus in den Eridanus geschleuderten Bruder Phaeton beweinten und zur Strafe von Zeus in Schwarzpappeln verwandelt wurden, ihre Tränen in Bernstein. Natürlich knüpft sich an solche Sage auch manche Mißdeutung und so entwickelt sich ein geheimnisvolles, farbenreiches Bild von der Lithotherapie.

Auf den Glauben, daß den Steinen heilende und glückbringende Kraft innewohnt, ist es auch zurückzuführen, daß es Monatssteine gibt, indem die betreffenden Steine je nach dem Monat, in dem einer geboren ist, von ihren Trägern bevorzugt werden.

—⊡—

Am Ausguck

Sind die Urmenschen rechtshändig gewesen?

Wir halten es für selbstverständlich, daß der größte Teil der jetzt lebenden Menschheit rechtshändig ist. Aber, warum sind wir denn so vorzüglich auf diese eine rechte Hand in unserer Betätigung angewiesen? Einen wirklich plausiblen Grund für die Bevorzugung der rechten Hand kann niemand geben. Wir pflegen Linkshändigkeit mit Ungeschicklichkeit in Parallele zu setzen. Ist das berechtigt? Es liegt sehr nahe, daß unsere Vorfahren noch nicht so ausschließlich die rechte Hand benutzten, wie wir es jetzt durchschnittlich tun. In dieser Beziehung sind neuerdings Untersuchungen an Faustkeilen, vorgeschichtlichen Feuersteinwerkzeugen, angestellt worden. Es konnte festgestellt werden, daß ein Teil dieser Werkzeuge offensichtlich nur von Gebrauch in der linken Hand gearbeitet waren. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß unsere vorgeschichtlichen Vorfahren, die Urmenschen, noch sehr wohl beide Hände mit gleicher Geschicklichkeit verwenden konnten, also nicht eindeutig rechtshändig waren. Interessant ist auch die Beobachtung von Kindern in dieser Beziehung. Allgemein pflegen Kinder, wenn sie anfangen, ihre Hände zu gebrauchen, beide Arme gleichzeitig zu benutzen. Die Bevorzugung der Rechten wird ihnen erst anerzogen. Auch Menschenaffen gebrauchen beide Hände meistens mit gleicher Geschicklichkeit. All diese Zusammenhänge dürfen die Annahme stützen, daß die Rechtshändigkeit nur ein Ergebnis der Zivilisation ist.

Ein Herzog als „Generalellenmesser".

Zur Zeit der Hansa sahen die Städte durch strenge Verordnungen darauf, daß die zum Verkauf gelangenden Waren richtiges Maß und Gewicht hatten. So durfte kein Ballen Tuch in der Verkaufshalle ausgestellt werden, der nicht vorher von eigens dazu angestellten Beamten auf Breite und Länge des Stückes genau geprüft und durch aufgedrückte Siegel beglaubigt war. Bezeichnenderweise bekleidete in London gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Herzog Karl von Richmond das Amt eines „königlichen Generalellenmessers". Er handhabte die Elle in höchst eigener Person und scheute sich nicht, in den Kaufläden zu erscheinen und die von seinen Unterbeamten beglaubigten Maße zu kontrollieren. Für diese Tätigkeit bezog er sehr hohe Einkünfte, was ihn wohl in erster Linie bewogen haben wird, den herzoglichen Degen mit der Elle zu vertauschen und lieber Generalellenmesser als Generalfeldmarschall zu werden.

W.

Straßen aus Gummi.

Die Stadt Cincinnati in den Vereinigten Staaten ist die erste und bisher einzige Stadt der Welt, die ihre Hauptverkehrsstraßen vollständig mit Gummiplatten belegt hat. Die Größe der hierbei verwendeten Platten beträgt 30 × 15 Zentimeter, ihre Dicke 2,5 Zentimeter. Sie ruhen auf einer Unterlage von Beton und sind darauf festgenagelt. Der Verkehr in diesen Straßen geht nunmehr geräuschlos vor sich. Ob sich diese gummierten Straßen allerdings Weltgeltung verschaffen werden, steht noch dahin.

—t.

—⊡—

Büchertisch

„O grüß dich Gott Westfalenland", Heimatkalender für das westfälische Volk. 1927. Herausgegeben von Paul Werner Pielsticker. 144 Seiten mit 58 Bildern und Illustrationen. Mk. 1,30. Wittekind-Verlag Bielefeld.

Unter obigem Titel erscheint soeben im Wittekind-Verlag, Bielefeld, zum ersten Mal für 1927 ein Heimatkalender, der weit über dem gewohnten Durchschnitt steht und in geradezu idealer Weise die Forderungen erfüllt, die man an ein solches Jahrbuch zu stellen berechtigt ist! Der Herausgeber, Paul Werner Pielsticker, hat hier mit liebevollem Fleiß das Beste aus der Literatur, Kunst und Geschichte und Volkskunde Westfalens gewählt, das volkstümlich genug ist, um auch dem einfachsten Manne des Volkes verständlich und interessant zu sein, das aber gleichzeitig die stilistisch feine und fesselnde Art der Darstellung besitzt, die auch dem gebildeten Leser voll und ganz gerecht wird. Hervorgehoben sei besonders der Bildschmuck, der in seiner Fülle und Schönheit überrascht. Der über das gewöhnliche Maß hinausgehende Umfang (ca. 150 Seiten), der saubere Druck und die glänzende Ausstattung im Verein mit dem wirklich niedrigen Preis (1,30 Mk.) machen diesen Kalender zu einem echten Volksbuch, das wir aufs allerwärmste empfehlen können.

Aus dem Inhalt: 1 Novelle aus Rinteln a. d. Weser (L. Bäte), 10 Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts (Wagenfeld, Prümer, Wibbelt usw.), 25 Aufsätze und Abhandlungen aus der Heimatgeschichte, Natur- und Volkskunde, Biographien usw. (M. Windhorst, F. Mielert, Prof. Dr. Fuchs, Dr. Schauerte, Dr. Schoneweg usw.), 41 Gedichte und Balladen (L. Bäte, M. Windhorst, A. Wibbelt, W. Lennemann, die Droste usw.), 58 zum großen Teil ganzseitige Bilder nach Gemälden, Scherenschnitten, Plastiken usw., 1 Lied für Männerchor (E. Mühlberg) sowie ein reichhaltiges Kalendarium mit allem Wissenswerten für das ganze Jahr.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 41 — Mittwoch, 13. Oktober — 1926

Lebende Tote

Neue Forschungen über die Aussatzbekämpfung im Mittelalter.

Von Dr. Leonhard Bracht.

Die Art, wie vor Jahrhunderten die Aussätzigen aus der menschlichen Gesellschaft verbannt wurden, gewährt einen interessanten Einblick in die öffentliche Gesundheitspflege des Mittelalters. Einer der bekanntesten belgischen Forscher auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin, Dr. Tricot Royer in Brüssel, hat darüber für das ehemalige Herzogtum Brabant neuerdings folgendes Material zusammentragen können.

Zunächst mußte der Aussatzkandidat, auf Antrag des Magistrats oder der Geistlichkeit, eine Untersuchung, die „Visitation", über sich ergehen lassen. Er hatte vor einem Gesundheitsgericht zu erscheinen, einer Jury, die mitunter durch die Bewohnerinnen eines Klosters gebildet wurde. Die Oberin, assistiert durch ihre drei ältesten Mitschwestern, betasteten zunächst Lider, Lippen, Ohren, betrachteten die Nasenlöcher, zogen dann einige Haare des Bartes, Kopfhaares und der Augenbrauen und untersuchten zuletzt den übrigen Körper nach Ausschlag und Geschwüren. Das Urteil lautete entweder auf Einschließung (Absonderung) oder auf vorläufige Freilassung (absolutio prima). Letztere mußte nach einer gewissen Frist durch eine absolutio secunda bestätigt werden, ehe der Betreffende als vom Aussatzverdacht gereinigt galt. In Antwerpen, wo ein Gesundheitsgericht von 14 Mitgliedern seinen Sitz hatte, wurden die Patienten an dem auf den Tag des gerichtlichen Erkenntnisses folgenden Werktag öffentlich in der Kathedrale als Aussätzige bekannt gegeben, wobei die Stadtgeistlichen und der Notar der Stadt anwesend waren. In manchen Gegenden wurde gelegentlich dieser öffentlichen Erklärung eine Feierlichkeit abgehalten, die wie ein Begräbnis anmutet. In Florennes z. B. begab sich der Priester, dem Kreuz und Weihwasser vorangetragen wurden, am Sonntag nach der positiven Urteilsfällung, nach dem Haus des Aussätzigen, der ihn auf der Schwelle erwartete. Der Priester und seine Gehilfen segneten den Lepraleider unter Besprengung mit Weihwasser und brachten ihn in langsamem Zuge, begleitet von Verwandten und Bekannten, zur Kirche; unterwegs wurden lateinische Gesänge, besonders das „Qui Lazarum" gesungen. Der Priester trat zum Altar und las die Totenmesse, während der Aussätzige in der Mitte der Kirche auf dem steinernen Flur liegen blieb. Man deckte ihn mit einem Leichenkleid zu und warf auf ihn einige Handvoll Erde. Nach dem Abendmahl wurde der Ausgestoßene nach der Leprosorie (Anstalt für Aussätzige) geführt, wobei wieder Gesänge angestimmt wurden. Mit der priesterlichen Formel: „Aperite illi portas justitiae" wurde der Kranke der Anstalt übergeben. Im letzten Augenblick, bei geöffneter Anstaltspforte, segnete ihn der Priester und gab ihm Napf und Handschuhe, weiß als Symbol seiner gereinigten Seele, mit der Warnung, sich fortan außerhalb der menschlichen Gemeinschaft zu halten. In Antwerpen trugen die Aussätzigen einen schwarzen Filzhut mit weißem Band, ein graues Kleid mit den Buchstaben L. oder A. Am Gürtel hing ein Holznapf, ein kurzes Brotmesser, ein Bettelsack, ein langer Stock als Schutz gegen die Hunde und eine Klapper, die Lazarusklapper, deren Geräusch bezweckte, jedermann Gelegenheit zu geben, die Nachbarschaft des Kranken zu meiden. Im übrigen ging es, rein äußerlich betrachtet, den Kranken nicht so schlecht, wie man vielleicht anzunehmen versucht sein könnte. Sowohl die in den städtischen Leprosorien untergebrachten Kranken als auch jene, die auf dem Lande in einer wenigstens 21 Schritte abseits vom öffentlichen Wege erbauten Hütte wohnten, erhielten reichlich Lebensmittel, nach bestimmten Regeln hatten sie das Recht zu betteln. Im allgemeinen wurden die Aussatzanstalten reichlich mit Geschenken und Legaten bedacht. Nonnen aus sehr guter, vermögender Familie widmeten sich mit Vorliebe der Pflege der Aussätzigen, was natürlich zu deren äußerer Verpflegung wesentlich beitrug. Die Leprosorie in Herenthal besaß, wie aus den Büchern aus dem Jahre 1529 ersichtlich ist, Landgüter, Wälder und Weiden, deren Erträge zur Ernährung der fünfzehn Insassen völlig ausreichten.

Denn die Zahl der isolierten Aussätzigen war nicht groß. In Brabant und Antwerpen zählte man im Jahre 1525 nur 120 Kranke. Gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts ging die Krankheit zurück. Vom Jahre 1730 bis 1782 wurden 1250 Verdächtige ärztlich untersucht, aber nur 17 waren wirklich krank befunden. Dann kam die neue Zeit, die der Sonderbehandlung des Aussatzes ein Ziel setzte: Kaiser Josef II. der auch in Oesterreich so manches Alte stürzte, hob 1783 in den damals zur Habsburgmonarchie gehörigen südlichen Niederlanden die Leprosorien auf.

—⊡—

Hat sich das Klima Europas verändert?

In den letzten Jahren, namentlich im letzten Sommer, hat jeder durch eigene Beobachtung feststellen können, daß die Temperatur wesentlich gesunken ist und es früher einmal wärmer war als jetzt. Wenn es auch gewiß einige sehr heiße Tage im Sommer gegeben hat, so muß man selbstverständlich die Durchschnittstemperatur berechnen und kommt danach zu dem Schluß, daß diese durchweg niedriger lag als jene früherer Tage, und Vergleiche mit alten Aufzeichnungen bestätigen diese Behauptung.

So ist es erklärlich gewesen, wenn gerade in den letzten Jahren immer wieder die Frage untersucht wurde, ob denn tatsächlich eine allmähliche Erkaltung Europas eingetreten sei. Die reine Witterungskunde kann nun aber merkwürdigerweise hierüber keine Auskunft geben. Zwar hat sie einwandfrei festgestellt, daß im Innern Afrikas die Verwüstung durch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größere Hitze und Trockenheit zunimmt, sodaß jetzt große Strecken des Landes in dem früheren Deutsch-Südwestafrika, die noch vor 60 Jahren Grassteppen waren, in öde Sandwüsten verwandelt wurden.

Ueber das Klima Europas kann jedoch unsere Wissenschaft noch kein abschließendes Urteil abgeben. Zwar hat sie ermittelt, daß gewisse Schwankungen des Klimas wahrscheinlich im Anschluß und unter Einfluß von entsprechenden Schwankungen der Sonnentätigkeit stattfinden, doch erstrecken sich diese Ermittlungen nur auf wenige Jahre oder Jahrzehnte und sind auch nicht so erheblich, daß man schon von einem Klimawechsel sprechen könnte. Es kommt hinzu, daß die zuverlässige Witterungsbeobachtung kaum über ein Jahrhundert alt ist, und die Forschung für weiter zurückliegende Zeiten auf weniger zuverlässige Aufzeichnungen über den Ausfall von Ernten, den Eintritt der Weinlese, das Zufrieren und Auftauen von Flüssen, Landseen und Meerestellen angewiesen bleibt. Hinzu kommen vielleicht noch Fingerzeige, die die Verbreitung einzelner Pflanzen geben, die aber bereits weniger bedeutsam sind, da keine Gewähr hierfür besteht, daß die Pflanzen zu allen Zeiten die gleiche Temperatur beansprucht haben müssen.

Mehrere hervorragende Gelehrte haben in den letzten Jahren zusammenfassende Untersuchungen über die Frage angestellt, ob erhebliche Klimaschwankungen während der geschichtlichen Zeit in Europa stattgefunden haben, aber übereinstimmend sind sie zu dem Schluß gekommen, daß zumindest eine fortschreitende Veränderung im Sinne der Zunahme oder Abnahme der Wärme oder der Niederschläge nicht feststellbar sei. Insbesondere hat der namhafte schwedische Meteorologe Hildebrandson ermittelt, daß die Insel Island heute nicht mehr und nicht häufiger unter dem Polareise zu leiden habe als vor einem Jahrtausend.

—⊡—

Die Erfindung der Stubenöfen

Die Zeit ist gekommen, wo der Ofen wieder geheizt werden muß. Nur eine kurze Zeit, nur wenige Monate im Jahre hindurch, ist der Ofen das Stiefkind der Stube. Er ist unentbehrlich geworden. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß es eine Zeit gegeben hat, die sich noch nicht dieses Wärmespenders in der Ecke des Zimmers erfreute.

Im Altertum kannte man die Stubenöfen nicht, am wenigsten wußte man im Süden Europas etwas davon. Dort hatte man ja auch Wärme nicht nötig, da es langen Frühling und langen Sommer und keine rechten Winter gibt. So ist es erklärlich, daß die verschiedenen Arten von Oefen, die schließlich auftauchten, in den nördlichen Gegenden Europas aufgefunden wurden. Daß die alten Römer und Griechen noch nichts von Stubenöfen wußten, ist außer allem Zweifel. An deren Stelle bedienten sich die Römer nach vielen Angaben einer Art von Kaminen, die an der Mauer des Zimmers angebaut waren und eine Feuermauer hatten, um den Rauch durch diese hindurchzuleiten. Nach anderen Aufzeichnungen haben die Griechen und Römer zumeist eine Art tragbarer Oefen zum Heizen der Zimmer gehabt. Diese bestanden aus großen metallenen Becken, in welchen sie vorher Holz und Kohlen abbrannten und alsdann die glühenden Kohlen in das Zimmer trugen, um es dadurch zu erwärmen. Ein solches Becken nannte man Caminus, und dieses Becken oder die tragbaren Oefen waren nicht allein zu den Zeiten Alexanders des Großen, sondern auch bei den Juden, zur Zeit des Jeremias, im Gebrauch.

Bei den Römern erfand man später folgende Art von Heizung: Man legte in den Zimmern eine unterirdische Kammer an, welche die Stelle eines Ofens vertrat. Sie wurde mit Kohlen angefüllt, und diese wurden in Brand gesetzt. Durch Röhren, die nach Belieben verschlossen und geöffnet werden konnten, wurde die Wärme in die einzelnen Räume des Hauses geleitet. Hier sehen wir also schon den Vorläufer der Zentralheizung.

Die Perser gruben in der Mitte ihrer Wohnung ein irdenes Gefäß einen halben Meter tief ein, an welches sie eine unter der Erde hindurchgehende Röhre anbrachten, deren eines Ende in die Stube ging, um dadurch die in dem Gefäß befindlichen Kohlen anzublasen. Ein solcher Ofen hieß Tennor, über ihn setzten sie ein Gestell, wie einen kleinen hölzernen Tisch, breiteten über diesen Tisch einen großen Teppich, um darunter die Wärme besser halten zu können, Dagegen müssen wir die Vorläufer der heutigen Stubenöfen bei uns in Deutschland suchen.

Die heute in Deutschland gebräuchlichen Stubenöfen sind zuerst in Norddeutschland erbaut worden. Sie wurden anfangs mit Holz geheizt. Holz war früher ja reichlich vorhanden. Später hin mußte man jedoch auf größere Ersparnis mit Holz Rücksicht nehmen und darauf bedacht

sein, dem Ofen eine Einrichtung zu geben, daß man weniger Holz zur Heizung der Wohnung brauchte. So erhielten bereits im Jahre 1557 Friedrich Fröhmer, Ulrich Kundmann und Conrad Zwicke auf dem Reichstage in Regensburg von dem Kaiser ein Privilegium dafür, eine Kunst, wodurch sie in dem täglichen Gebrauch viel Holz bei der Heizung der Oefen zu sparen glaubten, auf eine gewisse Zeit allein zu betreiben. Später gab Franz Keßler ein besonderes Buch von der Holzsparkunst heraus, und Papin, der um das Jahr 1681 berühmt war, erfand einen Ofen, worin mit sehr wenig Holz in geringer Zeit verschiedene Speisen sehr bequem gekocht werden konnten. Lange Zeit waren die Kachelöfen allgemein im Gebrauch, deren Fehler Geerot Rosen entdeckte und im Jahre 1695 in einer besonderen Schrift darlegte, wie diese Oefen eine bessere Einrichtung erhalten könnten.

Die Vervollkommnung der Kachelöfen ist dann mit den Jahren erfolgt. Alles Streben der Ofenbauer ging Jahrzehnte hindurch darauf hinaus, den Konkurrenten dadurch zu überflügeln, Oefen zu bauen, die mit sehr wenig Holz geheizt werden konnten. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Braunkohle entdeckt wurde, ging man auch dazu über, die Kachelöfen mit Kohle zu heizen und mußte ihre Anlage wiederum beträchtlich umgestalten.

G. F.

Treibhausweine

Von E. Fründt.

Für den Winzer nördlich der Alpen ist der Weinbau wegen der Preisschwankungen, noch mehr aber wegen der Launen des Wettergottes ein schlimmes Hasardspiel. Frost und Hagel vernichten die Ernte nicht selten und in anderen Jahren vereitelt der Mangel an Sonnenschein, allzu häufige Regengüsse die Hoffnung auf einen guten Jahrgang. Dabei wird die Bodenfläche nicht gehörig ausgenützt, weil man die Reben kurz halten muß, damit sie der Bodenwärme teilhaftig werden. Im Süden klettert die Rebe bis in den Wipfel der Bäume und verbindet sie zu anmutigen Lauben; bei uns ist sie dagegen ein kümmerliches, höchst prosaisches Gewächs. In kälteren Gegenden friftet wohl die Rebe an Spalieren ihr Dasein und gibt sogar ganz gute Früchte, wenn die Sonne nicht etwa ausbleibt, aber von einem Weinkeltern kann doch nicht die Red sein. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß Leute auf den Einfall geraten sind, gleich den Engländern, Belgiern und Nordfranzosen Tafeltrauben in Treibhäusern zu ziehen oder gar die Sache so im großen zu betreiben. Geschieht es doch mit den meisten übrigen Obstarten und erzielen damit besonders die Gärtner in der Nähe der Großstädte reichen Gewinn.

Es dürfte nur wenig bekannt sein, daß auch in Deutschland schon seit Jahren erfolgreiche Versuche gemacht worden sind, nicht nur Tafeltrauben in eigens angelegten Treibhäusern zu züchten, sondern auch daraus einen Wein zu keltern, der, nach dem Urteile von Sachkennern, dem Saft der freien Reben nur wenig nachgibt u. obendrein wesentl. billiger zu stehen kommt. Schon vor mehr als einem Menschenalter legte der Gartenbaudirektor Haupt zu Brieg in Schlesien derartige Treibhäuser an, deren Einrichtung hier kurz beschrieben sei; die erste Arbeit war das Ueberbauen einer Fläche von 500 Quadratmetern, deren Seiten genau von Norden nach Süden und von Westen nach Osten gerichtet waren, mit einem natürlich möglichst einfachen und billigen Glashause von etwa 5 Meter Höhe. In dem Glashause wurden, in Abständen von 180 Zentimetern, zwölf durch das ganze Haus sich hinziehende Doppelspaliere aufgebaut, die zugleich das Dach stützen, worauf die Spaliere in Abständen von einem Meter mit 360 Weinstöcken aus den besten Weinbergen des Rheingaues bepflanzt wurden. Leider war zunächst der schwere Boden an sich dem Weinbau nicht günstig und mußte erst durch Zufuhr von Kalkschutt, Sand usw. durchlässig und fruchtbar gemacht werden. Der Entwässerung des Bodens dienten Röhren, außerdem aber wurden Brausen angelegt, die mit einer Hochwasserleitung verbunden sind, sich also über den Weinstöcken hinziehen und zum Begießen dienen. In anderen Treibhäusern begnügte man sich mit folgender Einrichtung, die den Regen trefflich nachmacht. An der Oberseite der Wasserleitungsröhren wurden in Entfernungen von je 50 Zentimeter feine Löcher angebracht; die aus diesen Löchern ausströmenden Wasserstrahlen treffen auf kleine Stücke Fensterglas, die das Wasser zerteilen und bewirken, daß es tropfenweise einsickert. Selbstverständlich ist für Lüftung der Weinhallen gesorgt und sind Vorkehrungen für eine etwaige Dämpfung der Sonnenstrahlen getroffen. Geheizt werden die Hallen nicht, da der Glasschutz ausreicht, um im Frühjahr den Frost fernzuhalten. Ist doch die Temperatur in den Weinhallen durchschnittlich 8 Grad Celsius höher als die Außentemperatur. Welches war der Erfolg dieser Treibhauszucht? Nun, er entsprach den Erwartungen. Die Stöcke gediehen vortrefflich. Ihr Austrieb begann zwei bis drei Wochen früher als im Freien, und es waren die Trauben vier bis sechs Wochen früher reif. Sie durften aber bis in den Dezember am Stocke hängen und somit die Edelsäule erlangen, welche bei der Weinbereitung eine so große Rolle spielt. Bereits nach wenigen Jahren ergab der Herbst einen Most, der in bezug auf Zucker- und Säuregehalt den Mosten des Rheingaues nicht nachstand. Dabei nahm der Ertrag von Jahr zu Jahr zu und die Herstellungskosten waren ziemlich gering.

Wie schmeckt nun dieser Wein? Nach einem in einer Fachzeitschrift mitgeteilten Urteil eines Weinkenners aus dem ersten Jahre der Anlage waren die Rotweine geradezu entzückend, während die Weißweine, abgesehen von einem gewissen ungewöhnlichen Aroma, das von der Zusammenkelterung von Riesling, Traminer und Muskateller herrührte, ebenso gut mundeten wie Rheinweine mittlerer Güte. Ein anderer Kenner berichtet darüber wie folgt: Der Traminer imponierte mir zuerst wenig; er kam mir trocken und im Bukett etwas künstlich vor; bei wiederholtem Kosten beurteilte ich ihn jedoch günstiger. Dagegen ließ mich der 88er Riesling, Traminer und Muskateller darüber nicht im Zweifel, daß ich es mit einem guten, edlen Traubensafte zu tun hatte. Noch besser ist der 88er Burgunder, und es fehlt ihm nur die saubere Gähre, was von den vielen überreifen, fauligen Beeren herrührt.

Im großen und ganzen sind nach den Berichten darüber, die uns vorliegen, die Versuche als durchaus gelungen zu betrachten und es wird gesagt, daß damit der Beweis geliefert ist, daß man auch in Gegenden, wo sonst Wein nicht gedeiht, oder wo die Trauben des Kelterns nicht wert sind, einen gediegenen wohlfeilen Wein erzielen kann. Es ist mir unbekannt, ob das Beispiel in Brieg Nachahmer gefunden hat.

Der Tierkreis am Sternenhimmel

Von M. Struwe.

Durch die Bewegung der Erde um die Sonne werden im Laufe des Jahres immer neue Teile des Himmels sichtbar. Schon in den ältesten Zeiten wurde man auf diesen Vorgang aufmerksam. Das Erscheinen eines auffallenden Gestirns verkündete das Herannahen einer Jahreszeit, die neue Beschäftigungen herbeiführte; so verkündete das Sichtbarwerden des Sirius den Aegyptern das bevorstehende Austreten des Nil. Andere Gestirne zeigten andere Ereignisse an. Um sich gewisse Konstellationen der Sterne einzuprägen, belegte man sie bald mit Namen, und so entstanden die Sternbilder.

Die meisten Namen dieser Sternbilder sind aus dem Bereiche des Ackerbaues, der Jagd und der Fischerei entnommen. Das Bedürfnis, die Bewegungen des Hauptgestirnes, der Sonne genauer zu verfolgen, wurde schon in frühester Zeit empfunden, und es sind daher die ältesten Sternbilder die des Tierkreises oder Zodiakus, eines schmalen Gürtels, der zu beiden Seiten der Ekliptik, der scheinbaren Sonnenbahn, als um den Himmel laufend gedacht ist. Die Sternbilder des Tierkreises waren schon in den ältesten Zeiten bekannt. Man bezeichnete sie gleichsam als Häuser, in welche die Sonne nach und nach eintritt, und die dafür angenommenen Zeichen der Alten haben sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten. So lag zur Zeit der alten Griechen der Frühlingspunkt noch im Sternbild des Widders, der Herbstpunkt in dem der Wage, indem ersteres Bild auf das Austreiben der Herde im Frühling, letzteres auf die Gleichheit von Tag und Nacht hindeutete. Dieser Ueberlieferung getreu läßt man noch heute, obschon seine Zeichen keineswegs mehr mit den alten Sternbildern zusammenfallen, den astronomischen Frühling mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders und den Herbst mit dem Eintritt in das Zeichen der Wage beginnen. Aber der Frühlingspunkt hat sich im Laufe der Jahre verändert.

Es ist jedem schon aus der Bibel bekannt, daß bereits die alten Babylonier und Aegypter außerordentlich sternkundig waren. Sie befaßen bereits ziemlich genaue Sternkarten, von denen einige auf unsere Zeit gekommen sind. Eine Tagereise nördlich von Theben in Aegypten am linken Ufer des Nils liegt das Dorf Dendera, in geringer Entfernung stromaufwärts liegen die Ruinen der einst großen und prächtigen Stadt Tentyris. Es war einst die Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks und der Sitz der Verehrung der ägyptischen Liebesgöttin Hathor, der zu Ehren der große, 83 Meter lange und 43 Meter breite Tempel vom Ptolemäus 13. erbaut worden war; er wurde erst unter der Königin Kleopatra vollendet, die mit ihrem Sohne Cäsarion auf der äußeren Hinterwand des Tempels in vier Meter hoher Gestalt abgebildet ist. Der Bau ist aber jedenfalls nur die Erneuerung eines alten Tempels gewesen, der sich an dieser Stelle erhob und dessen Gründung in die vorgeschichtliche Zeit verlegt wurde. Der Neubau soll nach einem Plane erfolgt sein, welcher auf Gazellenhaut gezeichnet in den Tempelarchiven aufbewahrt worden war.

Eine besondere Merkwürdigkeit dieses Tempels waren zwei Himmelskarten, von denen die eine rechteckig in einem unteren Saale, die andere in Form einer Scheibe an der Decke eines Turmgemaches vorgefunden wurden. Letztere wurde 1820 von einem Franzosen ausgesägt und nach Paris gebracht, wo sie in dem großen Kupferwerke über Aegypten sorgfältig nachgestochen wurde. Das Alter dieser Sternkarte ist vielfach umstritten, ein oberflächlicher Blick darauf belehrt aber schon, daß die Meinung, die Aegypter hätten den Tierkreis von den Griechen übernommen, irrig ist. Zwei Zeichen desselben stimmen nicht mit dem griechischen, sondern mit dem indischen überein, nämlich die Gestalten des Krebses und des Steinbocks. Bei den Aegyptern und Indern sind diese Zeichen ein Käfer und ein fischähnliches Tier, dessen Hörner allerdings an einen Steinbock erinnern. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte Babylon der Mittelpunkt gewesen sein, von wo sich dieser Tierkreis westlich nach Aegypten, südöstlich nach Indien verpflanzte; übrigens sind alle Bilder dieser Sternkarte echte, ägyptische Hieroglyphen, welche auch sonst in ägyptischen Texten vorkommen. Auch ist in diesem Tierkreis ein Zeichen, das die Griechen nicht kannten: die Wage, welche die Griechen, als sie noch 11 Tierzeichen hatten, als die Scheren des Skorpions bezeichneten.

Auf dem Bilde wird inmitten eines himmlischen Ozeans, der durch zackige Wellen dargestellt ist, der Himmelskreis von 12 Figuren getragen, von denen acht Horusköpfe haben, vier aber Frauengestalten darstellen. Den Rand der Himmelsscheibe umgeben 36 Zeichen, welche die Dekane und Vorsteher der 36 ägyptischen Wochen zu 10 Tagen vorstellen. Die Zeichen des ägyptischen Himmelsbildes entsprechen in der Zahl den 48 Sternbildern, die bereits Ptolemäus aufgeführt hat und die noch jetzt die Ptolemäischen heißen; aber in der Form entsprechen die Bilder zu Dendera ihnen nicht immer, auch die jetzigen Sternbilder sind mit den Zeichen von Dendera nur schwer in Uebereinstimmung zu bringen.

Die meiste Uebereinstimmung zeigen die Tierkreiszeichen. Wir finden hier den Widder, den Stier, die Zwillinge, wie in Indien Knabe und Mädchen, den Krebs oder Käfer, den Löwen auf einer Schlange, begleitet von einem Weibe oder einem Vogel, die Jungfrau mit der Aehre in der Hand; zwischen der Jungfrau und der Wage befindet sich das Sternbild eines Mannes, auf die Wage folgt der Skorpion, dann der Schütze mit Pfeil und Bogen, eine Centaurenfigur, die ebenfalls der indischen entspricht; hierauf folgt das Seeungeheuer mit dem Kopf einer Antilope und dem Fischleibe, dann der Wassermann, Wasser ausgießend, endlich die Fische, zwischen denen sich ein Stück Wasserland befindet.

Man hat und wohl nicht mit Unrecht, die Tierkreiszeichen als Monatsbilder angesehen, den Widder als Zeichen des beginnenden Grüns welches die Schafe zur Weide lockt (April), den Stier als Zeichen der Knospenzeit (Mai), die Zwillinge als Zeichen der Blüte und Liebe, (Juni), den Krebs als Zeichen der Sonnenwende (Juli), den Löwen als Zeichen der Hitze (August), die Jungfrau als Zeichen der Ernte (September), die Wage als Zeichen des Handels (Oktober), den Skorpion als Zeichen der Unfruchtbarkeit und Leere (November), den Schützen als Zeichen der Jagd (Dezember), den Steinbock gleichfalls als Zeichen der Jagd (Januar), den Wassermann als Zeichen des Tauens (März). Damit stimmen die Zeichen der Keilschriftmonate überein, nur heißt hier der Monat der Zwillinge: Monat der Ziegelsteine, der Monat des Krebses: Monat der Hand, mit dem Löwen stimmt der Monat des Feuers überein, weniger mit der Jungfrau der Monat des Bogens, mit der Wage der Monat der Dämme, mit dem Skorpion der Monat der Büffelhaut, dagegen mit dem Steinbock der Monat der Wolken ‚mit dem Wassermann der Monat des Regens, weniger mit den Fischen der Monat der Vermessung, doch findet sich auf der ägyptischen Scheibe hier zwischen den Fischen das bewässerte Land. Es läßt darauf schließen, daß Aegypten nicht das Vaterland des Tierkreises ist, sondern daß es ihn mit seiner ganzen Kultur von auswärts bekommen hat, und zwar nicht erst in seiner Griechenzeit, sondern schon Jahrtausende früher. Behielten sie aber diesen Tierkreis bei, so hatte er für die Aegypter keine praktische Bedeutung, sondern die Sternbilder behielten die überkommenen Figuren, ohne daß eine Deutung daran geknüpft wurde. Hieraus erklärt sich auch, daß die Aegypter ihr bürgerliches Jahr nicht an Himmelserscheinungen anknüpfen, sondern es von dem frühen Aufgange des Hundssternes mit der Sonne zu einer unbekannten Zeit beginnend zu 365 Tagen rechneten, sodaß die Tierkreiszeichen alle Monate des Jahres durchliefen, bis nach 1461 bürgerlichen oder astronomischen Tagen der Aufgang des Hundssternes wieder mit dem Sonnenaufgang zusammenfiel.

Berühmte Gefangene und ihre Werke im Kerker

Von C. M. Piper-London.

Wer heute durch den Tower wandert, diese grimme Stätte furchtbarer, schreckenvoller Erinnerungen, der gelangt durch den gewölbten Torweg des „Blutigen Turmes“ hindurch in den großen inneren Hof, in dessen Mitte sich auf leicht ansteigender Höhe der „Weiße Turm“ wie eine Zitadelle erhebt, der von Wilhelm dem Eroberer schon 1078 an der Stelle erbaut wurde, auf der König Alfred der Große bereits ein Festungswerk errichtet hatte.

Eine Treppe in der vier Meter dicken Mauer, unter der die Gebeine der von ihrem Oheim Richard III. ermordeten beiden jungen Söhne Eduards IV. in einer Kiste gefunden wurden, führt in den ersten Stock. Hier liegen die beiden Gemächer, die Sir Walter Raleigh zur Wohnung dienten. Und der Mann, der zuerst kühner Seefahrer geworden, dann, von Königin Elisabeth mit Ehren und Reichtümern überhäuft, am Hofe gelebt hatte, suchte und fand in der engen Haft seine geistige Befreiung und hat sie sich mit seiner alten Tapferkeit erobert. Auf Anregung des Prinzen Heinrich, des Sohnes König Jakobs I., machte er sich an die Schöpfung seines großen Lebenswerks, der „History of the World“, eines monumentalen Geschichtswerks. Durch Fürsprache seiner persönlichen Freunde, insbesondere des genannten Prinzen, genoß er so manche Freiheiten. Haben doch sogar seine Gattin und sein Sohn lange Jahre im Tower wohnen dürfen. So wurde es ihm auch ermöglicht, alle gewünschten Quellenwerke zu kaufen oder zu leihen. Er führt in seinem Werke 660 Quellen an. Seine Weltgeschichte beginnt mit der Schöpfung; er widmet sich dann der Darlegung des Aufstiegs und des Sturzes der großen Reiche der alten Zeit. Leider hat er mit dem Jahr 130 vor Christi Geburt abbrechen müssen. Daneben widmete er sich philosophischen Studien. Außerdem ermöglichte man es ihm, in den Tower-Anlagen ein kleines Laboratorium zu errichten, in dem er sich chemischen Untersuchungen und Erfindungen widmete. So stellte er z. B. frisches Trinkwasser aus dem salzigen des Meeres her, ein Verfahren, das erst zwei Jahrhunderte später zur allgemeinen Anwendung gelangte. Seinem prinzipiellen Freunde baute er aus Dankbarkeit ein kunstreiches Schiffsmodell. So hat er sich tatsächlich durchgerungen zu einer geistigen Höhe, die ihn über sein Unglück und die Verfolgungen seiner unversöhnlichen Feinde erhob. Als diese schließlich doch triumphierten und ihm sein Todesurteil vorgelesen wurde, war er ganz der kühne Seeheld von früher und zugleich der über allem Mißgeschick des Lebens stehende Philosoph. Am 29. Oktober 1618 schritt er völlig gelassen zum Schafott, und seine letzten Worte lauteten: „Was liegt daran, wo das Haupt liegen wird, wenn nur das Herz auf dem rechten Fleck war.“

Wegen Veröffentlichung einer politischen Broschüre saß Defoe lange Jahre in Newgate. Auch er entfaltete eine rege literarische Tätigkeit. Er gab sogar eine periodische Zeitschrift, seine „Review“ heraus, deren Veröffentlichung er nach seiner Haftentlassung fortsetzte, bis sie neun starke Foliobände umfaßte. Seinen Ruhm, obwohl besser gesagt, seine Weltberühmtheit, begründete er jedoch dadurch, daß er seine Phantasie aus dem Gefängnis weit über die See schweifen ließ und sich in die Lage eines Einsamen auf entlegener Insel versetzte. Er schrieb den Robinson Crusoe.

Weil er, auf einer Reise durch La Mancha begriffen, irgendeine stupide Ortsvorschrift übertreten hatte, war in Spanien einer der geistreichsten Schriftsteller der Welt von dem Ortsgewaltigen in das Gefängnis von Armasilla eingesperrt worden: Cervantes. Der Ortsgewaltige konnte nicht ahnen, daß er dem spanischen Meister Anregung und Gelegenheit zur Planung und Niederschrift des ersten Teiles seines unsterblichen „Don Quixote“ gegeben hatte.

Hier wäre auch Voltaire zu nennen, der seine „Henriade“ in der Bastille schrieb. — Man kann diese Gattung der Gefängnisberühmtheiten nicht schließen, ohne Oscar Wilde's zu gedenken. Der Mann, der ganz London souverän beherrscht hatte durch seine glänzenden Theaterstücke, seine Essays und seinen blendenden Witz, sandte aus dem Gefängnis, ein ruinierter und mit Schande bedeckter Mann, den letzten Strahl seines Genies, sein „De profundis“. Völlig gebrochen wandte er sich nach Paris. Dort traf ihn ein Freund, wie er blaß und krank — er starb bald darauf im November 1900 — in einem der größten und fashionabelsten Kaffees saß. „Sie sehen“, sprach er mit trübem Lächeln, „ich sterbe sogar über meine Verhältnisse.“

Eine zweite Klasse von Gefängnis-Berühmtheiten lieferte die Kunst. Man sagt, daß Paganini seine fast unheimliche Fingerfertigkeit, seine fast übermenschliche Beherrschung der Geige sich angeeignet hat, als er während einer Gefängnishaft gezwungen war, auf einer einzigen Saite unablässig zu üben.

Da ist ferner Giuseppe Guarnieri zu nennen, wohl der beste Meister der hohen Geigenbaukunst nach dem Großmeister Stradivari. Guarnieri führte ein so zügelloses, übles Leben, daß er schließlich in das Gefängnis wandern mußte. Verschwunden mit einem Schlage waren Heim, Berühmtheit, Freiheit. Da erstand ihm ein hilfsbereiter Engel: die Tochter seines Gefängniswärters. Ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, vielleicht ein noch zarteres Empfinden hatte sie erfaßt. Sie verschaffte ihm Holz, natürlich nicht ausgesuchter Qualität, Werkzeuge, gute wie schlechte, und Firnis, wo auch immer sie diese Dinge erbetteln konnte. Und der gefallene Meister machte sich in seiner halbdunklen Gitterzelle an die Arbeit. Im Halblicht schnitt er zu, schnitzte und glättete und versuchte mit seinen zitternden Händen, dem schlechten Holz die magische Stimme zu entlocken, die allein eine Geige vollkommen macht. Er fertigte so eine ganze Zahl von Violinen an, und das junge Mädchen verkaufte sie für ihn in den Straßen. — Ist eine von diesen auf so wunderbare Weise geschaffenen Geigen bis jetzt am Leben geblieben? Es ist nichts darüber bekannt. Aber einige von den in seiner Glanzzeit Geschaffenen sind noch heute in der Hand von großen Künstlern, und sie repräsentieren einen Kaufwert, der nur hinter den fabelhaften Preisen einer Stradivari-Geige zurücksteht.

Wem ist nicht der Ruhm Benvenuto Cellini's bekannt? Wer das Glück gehabt hat, eines seiner unvergleichlichen Meisterwerke zu bewundern oder wohl gar sein eigen zu nennen, ist entzückt, fasziniert. Aber nur wenige wissen, daß er ein vollendeter Schuft war, zu wiederholten Malen ein schändlicher, grausamer Mörder. Er hat eine Autobiographie verfaßt, in deren er von seinen Verbrechen und seinen häufigen Gefängnisstrafen mit unverschämtester Offenheit erzählt. Er war ein Wunder in seiner Kunst wie in seinen verbrecherischen Handlungen. Aber die Mächtigen Italiens vergaben um eines Bechers oder eines Ringes halber. Er war gewiß ein außergewöhnliches Genie und er hatte es dem Kunst-Enthusiasmus seiner Zeit zu danken, daß er nicht sein ganzes Leben im Kerker zubrachte oder auf dem Schafott endete. Und womit beschäftigte er sich in den Pausen seiner Laufbahn, in denen er im Kerker weilte? Das ist ein Mirakel, wie der ganze Mann. Er las in der Bibel oder er schmiedete Verse.

Noch eine letzte, die höchste Klasse der Gefängnis-Berühmtheiten sei hier erwähnt, die der Fürsten. Von ihnen sind besonders zwei zu nennen. Karl von Orleans hatte in der Schlacht bei Azincourt, in der Heinrich V. seinen glorreichen Sieg gegen die Franzosen erfocht, einen Angriff gegen die englischen Ritter geführt. Er wurde gefangen genommen und eine sehr lange Reihe von Jahren zuerst in Windsor und dann im Schlosse Pomfret in Haft gehalten. Während der ganzen Zeit ergab er sich ritterlicher Dichtkunst und verfaßte Lieder, Gedichte, Balladen, die ihn in die erste Reihe der großen französischen Dichter jener Epoche stellen.

Der unglückliche Karl I. hat während seiner Gefangenschaft im Schlosse Carisbrooke auf der Insel Wight eine Art Autobiographie geschrieben, in der er seine schlimmen Erfahrungen und Leiden schilderte, zugleich aber seinem Sohne eindringliche Lehren hinterließ. Er schrieb: „Sieh und lerne an meinem Beispiel, welches die Prüfungen und Verantwortlichkeiten der Könige sind.“ Das Buch, das den Titel „Jkon Basilike“ (etwa „Das Bild eines Königs“) trägt, wurde am Tage seiner Hinrichtung in den Handel gebracht und erlebte in kürzester Frist 47 Auflagen. Das war nur zu leicht begreiflich, denn es ist mit erschütterndem Pathos geschrieben.

Vom Winterschlaf der Tiere

Von Kurt Bibl.

Die Natur hat manche Tiere mit einer Fähigkeit ausgestattet, welche ihre Geschöpfe vor den lebenzerstörenden Wirkungen des Winters schützt. Die Erscheinung des Winterschlafes ist wohl allgemein bekannt, aber von der biologischen Wissenschaft durchaus noch nicht restlos aufgeklärt. Die Lethargie der Tiere während der kalten Jahreszeit tritt nach den Feststellungen von Dr. Kurt Flöricke in verschiedenen Formen auf: Als vollständige Erstarrung in einem Zeitraum von mehreren Monaten (Bär, Fledermaus), als periodischer Schlaf mit kurzen Pausen der Ermunterung (Hamster), sowie als Zustand übergroßer Müdigkeit, wobei aber die Tiere mehrere Stunden am Tage wach sind (Eichhörnchen).

Daß der Winterschlaf tatsächlich nur als Anpassung an die Temperaturverhältnisse und als Folge plötzlich eintretenden Nahrungsmangels aufzufassen ist, wurde durch Versuche bewiesen, wobei z. B. Igel während des Sommers in einem sehr kühlen Keller zum willkürlichen Winterschlaf gebracht wurden. Die Fledermaus, ein zur Nachtzeit besonders lebhaftes Tier mit starker Herztätigkeit und einer Körperwärme von 35 Grad C., weist während ihres Dauerschlafes eine Temperatur von nur 14 Grad C. auf, und die Herztätigkeit verlangsamt sich derart, daß nur alle drei Minuten eine schwache Blutströmung zu spüren ist.

Bei allen Winterschläfern werden gewisse gemeinsame Merkmale beobachtet. Diese Tiere sind im allgemeinen träge. Auch im Sommer schlafen sie mindestens zwölf Stunden am Tage. Wenn der Herbst naht, überkommt sie eine ungeheure Freßlust und jetzt setzen sie gewaltige Fettpolster an. Diese Kohlenstoffreservoire, durch deren Verbrennung während der langen Erstarrung die notwendige Körperwärme erzeugt wird, sind bis zum Frühjahr aufgebraucht. Kurz vor Eintritt der Lethargie nehmen die Tiere keine Nahrung mehr zu sich, um sich dann mit leeren Därmen, zusammengerollt in einem frostfreien Verstecke, niederzulegen. Auch die Atemtätigkeit des erstarrten Körpers ist kaum zu spüren. Sie verstärkt sich allerdings bei plötzlicher Erschütterung oder Erwärmung sehr rasch, bis das Tier endlich erwacht. Winterschlafende Tiere pflegen sich im Herbst Vorratskammern anzulegen, die jedoch erst im Frühjahr von ihnen angegriffen werden.

Geister-Soldaten in China

In welchem Maße Aberglaube und religiöser Haß in China noch Orgien feiern können, zeigt folgende Geschichte. Im Jahre 1921 geriet Südchina gegen den Norden in Aufstand. In Hu Pe — so erzählt ein Missionspater in dem niederländischen Blatt „De Stem van St. Antonius“ — verbündeten sich einige Heerführer mit den Südlichen; umgekehrt kamen Südliche nach Hu Pe. Die Bewohner wurden von ungeregelten Truppen ausgesogen. Endlich hatte die Bevölkerung der Unterpräfektur Li-Tchuan von der Unterdrückung genug und beschloß, den Räuberbanden auf den Leib zu rücken. Zur eigenen Anfeuerung und auch zur Belebung der Anwerbung gaben sie sich Anführer in Gestalt sogenannter „lebender Pusahs“. Diese Leute gaben vor, Geister in Menschengestalt zu sein. Sie erklärten, unverwundbar zu sein, und tauften sich selbst auf den Namen „Chen-Pin“, d. h. Geistersoldaten. Das Volk ließ sich beschwätzen und glaubte fest an ihre Unverletzbarkeit; selbst unwissenden Christen konnte man diese Ueberzeugung nicht ausreden. Wenn man allen Erzählungen Glauben schenkt, müssen bei den Chen-Pins Dinge vorgekommen sein, die sich ohne übernatürliche Einwirkungen nicht erklären lassen. Doch allmählich wurde auch für die Chen-Pins das Morden und Rauben die Hauptsache. Sie verwüsteten das ganze Gebiet der Unterpräfektur, die sie ursprünglich schützen wollten, mit Feuer und Schwert. Die Christen machten nicht mit und fielen deshalb bei ihnen in Ungnade; der religiöse Haß erwachte. Christen, die den feierlichen Kniefall vor dem Pusah, dem Obergeist, verweigerten, wurden ermordet, ihre Wohnungen eingeäschert. Die Missionare flüchteten, soweit sie sich in Sicherheit bringen konnten. Die Missionsstation des Paters Hermenegild